

## Gott in Leipzig?!

Als mein Freund Bernhard aus Süddeutschland mich zum ersten Mal in Leipzig besuchte, spazierten wir durch unser Plattenbauviertel. Bernhard grüßte die Leute, denen wir begegneten, laut und vernehmlich mit „Grüß Gott!“. Viele der so Angesprochenen schauten irritiert zur Seite und beschleunigten ihre Schritte, um sich möglichst schnell von uns zu entfernen. Zweierlei hat sie wohl verstört: Zum einen grüßt man in unserem anonymen Viertel nur Leute auf der Straße, die man kennt. Und zum anderen war in dem bayerisch-österreichischen Gruß auch noch von „Gott“ die Rede. Und dieses Wort ist für die meisten meiner Leipziger Zeitgenossen und -genossinnen nun wirklich ein Fremdwort, altbacken und befremdlich.

Es sind zwar auch in Ostdeutschland noch Redewendungen üblich, in denen „Gott“ vorkommt, wie etwa „Gott sei Dank!“ oder „Um Gottes willen!“. Aber diese Ausdrucksweisen sind derart geläufig und gewohnt, dass die Nennung von „Gott“ nur eine Leerformel darstellt, eine bloße Redensart, die keinen religiösen Hintergrund mehr kennt. So wie wir von „Donnerstag“ und „Freitag“ reden, ohne dabei an die Gottheiten „Donar“ und „Frija“ zu denken, geschweige denn an diese zu glauben oder sie gar zu verehren.

Ist Gott also für die meisten Leute in Leipzig aus dem Gesichtsfeld verschwunden? Wurde mit dem Begriff auch die Wahrnehmung einer göttlichen Wirklichkeit verabschiedet? Auf den ersten Blick will es so scheinen. Denn man kommt ja auch ohne Gott mit dem Leben ganz gut zurecht. Die vom DDR-Regime geförderte Feierkultur kann munter weiter bestehen: Gefeierte wird die Geburt eines Kindes, da braucht es keine Taufe. Die Einschulung als Beginn eines neuen Lebensabschnitts wird ebenfalls groß inszeniert und ersetzt das Fest der Erstkommunion. Die Jugendweihe als Eintritt ins Erwachsenenalter hat Firmung und Konfirmation schon lange verdrängt. Hochzeit und schließlich der Abschied auf dem Friedhof können auch säkular sehr ansprechend gestaltet werden. Das Leben wird pragmatisch verstanden: Wir werden geboren, wachsen heran, müssen unseren Platz finden und das Beste daraus machen. Und

auch der Tod gehört selbstverständlich zu diesem Zyklus und kann ohne die Hoffnung auf ein „ewiges Leben“ als eine natürliche Gegebenheit angenommen werden. Und schließlich kennen auch nicht-religiöse Menschen durchaus die grundlegenden Werte unserer Gesellschaft wie etwa Anstand, Treue, Verlässlichkeit, Gemeinsinn, Solidarität. Wozu also noch die Hilfskonstruktion eines Gottes bemühen, der ja ohnehin dem menschlichen Treiben nur ohnmächtig zuschauen kann? Viele meiner ostdeutschen Bekannten haben daher nicht nur Gott vergessen sie haben auch vergessen, dass sie Gott vergessen haben (wie Karl Rahner das auf den Punkt gebracht hat). Die Frage nach Gott? Kein Thema!

### **Jeder Mensch bewahrt sich eine innere Welt**

Im Theologiestudium hatte ich noch gelernt, dass der Mensch von Natur aus religiös ist. Tertullian verstieg sich sogar zur Aussage, dass die menschliche Seele von Natur aus sogar schon christlich sei („anima naturaliter christiana“). Und der russische Philosoph Berdjaew beschrieb den Menschen als „unheilbar religiös“: Die religiöse Ader sei dem Menschen angeboren und er könne sie nicht mehr loswerden. Aber all diese Definitionen sind offensichtlich falsch: Denn in Leipzig gibt es viele, die sich als nicht-religiös bezeichnen und nichts vermissen. Es gibt ihn, den „homo areligiosus Leipzigensis“, und seine Ausbreitung schreitet schnell voran.

Ich habe in den letzten Jahren viel über diese Erfahrungen nachgedacht und mich gefragt, was wir mit „religiös“ eigentlich meinen. Haben meine Leipziger Nachbarinnen und Nachbarn nur eine Vokabel („Gott“) vergessen oder ist ihnen eine ganze Sprache, eine ganze Welt verloren gegangen? So beschäftigt mich beispielsweise die Frage, ob auch nicht-religiöse Menschen *irgendwie* „beten“. Wenn ich „Beten“ definiere als „Reden mit Gott“ und dabei bestimmte Gebetsformen im Kopf habe, so komme ich natürlich zum Schluss, dass der „homo areligiosus“ nicht betet. Aber was meint „beten“? Jeder Mensch bewohnt eine innere Welt: Nur ich weiß, wie es in mir aussieht, was mich beschäftigt und bewegt. Zu mir gehören Augenblicke von Dankbarkeit, die in mir aufsteigt, oder von Trauer, die mich

erschüttert. Von Freude, die überschäumt, oder von Enttäuschung, die sich breit macht. Diese tiefen menschlichen Erfahrungen prägen mein Innerstes. Manchmal so verborgen, dass nur ich sie wahrnehme. Manchmal aber auch nach außen sichtbar, wenn ich lache oder weine, tanze oder singe. Und das ist die grundlegende Form allen Betens: Wahrnehmen, was mich innerlich bewegt und was mir auf dem Herzen liegt. Und dies verbunden mit der Hoffnung, dass das, was mir so zentral wichtig ist, nicht gleichgültig ins Leere sinkt, sondern eine bleibende Bedeutung hat. Auf einen Nenner gebracht: Die elementare Weise des Betens besteht darin, dass man im Innehalten einen inneren Halt verspürt.

Religiös und nicht-religiös geprägte Menschen nehmen das ihnen Kostbare und Wichtige in ihrem Inneren wahr und erkennen es als ihre persönliche Wahrheit, der sie vertrauen. Glaubende Menschen haben allerdings ein Bild vor (ihren inneren) Augen: Dass es nämlich ein Gegenüber gibt, dem sie ihre innere Welt anvertrauen. Christen etwa haben die Vorstellung, dass Gott ein Du ist, dem sie alles ans Herz legen können. Die urmenschliche Befähigung, nämlich eine innere Welt zu kennen und wahrzunehmen, wird in einem religiösen Bezugssystem gelebt: Alles, was mir wirklich wichtig ist und zu Herzen geht, lebe ich vor „Gottes Angesicht“. Darin findet sich zugleich die Hoffnung, dass alles, was Menschen bedeutsam ist, nicht verloren geht, dass keine Träne vergeblich geweint wird, dass jeder Einsatz für Gerechtigkeit sinnvoll ist, auch wenn er im Konkreten scheitert, dass jede echte Liebe und Hingabe einen für immer bleibenden Wert hat.

Ansatzpunkte für diesen Glauben und diese Hoffnung finden sich, so meine Erfahrung, bei allen Menschen. Ich habe im Gefängnis von Leipzig über Jahre Menschen begleitet, die jeden Glauben an Gott ausdrücklich abgelehnt haben. Aber über die kleinen und großen Hoffnungen, die die Gefangenen dazu befähigten, sich selbst und ihr Leben nicht aufzugeben, konnten wir sehr gut reden oder über die Sehnsucht nach Gerechtigkeit und ihre Enttäuschung, wenn sie das Gerichtsurteil als ungerecht empfunden haben oder über ihre Liebe zu einer Frau, die trotz allem immer noch zu ihnen hält und ih-

nen treu bleibt. In all dem war für mich immer die Beziehung zu einer anderen, größeren Wirklichkeit spürbar, die sich eben nicht mit der Gerechtigkeit dieser Welt oder mit der Kosten-Nutzen-Rechnung für eine Freundschaft zufrieden gibt.

Ich habe nie versucht, für diese grundlegende urmenschliche Beziehung zu einem Größeren den Namen „Gott“ zu bemühen. Denn mir ist deutlich, dass dieser Name irreführen kann. Wenn man von „Gott“ redet, wie schnell tauchen da falsche Bilder auf: Ein allmächtiger, strenger Vatergott oder ein lächerlicher, weich gespülter „lieber Gott“. Aber die grundlegende Erfahrung, dass es einen inneren Halt gibt, der auch nach dem Scheitern noch trägt, die konnte ich bei vielen Gefangenen wahrnehmen und darüber mit ihnen ins Gespräch kommen.

Bei Exerziten gab eine junge Frau, die eine sehr schwere Enttäuschung hinter sich hatte, folgende Rückmeldung: „Ich habe in diesen Tagen wieder spüren dürfen, dass ich in allem Schweren immer noch getragen bin. Und dass ich vertrauensvoll weitergehen



**... wir haben auch vergessen, dass sie Gott vergessen haben**

darf. Ich weiß nicht, ob ich diesen inneren Halt Gott nennen soll oder nicht. Aber ich habe diese Wirklichkeit gespürt.“

Diese Wirklichkeit ist auch in Leipzig präsent. Ob man sie „Gott“ nennen soll? Thomas von Aquin beschreitet fünf verschiedene Wege, um das menschliche Nachdenken zu Gott zu führen. (Diese „Wege“ wurden später fälschlicherweise als Gott-„Beweise“ bezeichnet). Und am Ende jedes Zugangs, der auf eine größere Wirklichkeit hinweist, schreibt er: *„Das ist es, was alle Gott nennen.“*

In der Zeit von Thomas von Aquin konnte man den Namen „Gott“ noch selbstverständlich anwenden, denn alle wussten, was damit gemeint ist. Heute brauchen wir vielleicht andere Namen, mit denen wir das benennen, womit Menschen in Berührung kommen, wenn sie Hoffnung auf Versöhnung, Sehnsucht nach Gerechtigkeit oder Dankbarkeit für Liebe empfinden.

### **Es braucht vielleicht viele Namen**

Und in einer pluralen Welt mit ihren vielen Sprachspielen braucht es vielleicht sogar viele Namen für diese umfassende und tragende Wirklichkeit. Damit aber stehen wir in gut biblischer Tradition, in der Gott mit verschiedensten Namen und Bildern angesprochen wird.

Mir persönlich hilft das Evangelium, um meine Situation und meinen Platz in Leipzig zu deuten:

Denn Jesus selbst versteht seinen Auftrag nicht so, dass er den Menschen „den Glauben bringt“. Vielmehr findet er oft den Glauben bereits vor und staunt darüber. Dies geht so weit, dass Jesus über einen Heiden, nämlich den Hauptmann von Kafarnaum, sagen kann: *„Nicht einmal in Israel habe ich einen solchen Glauben gefunden!“* (Lk 7,9) Der Glaube ist immer ein „Geschenk“ Gottes und eben kein Produkt menschlicher Strategien.

In diesem Sinn hat Jesus Menschen ermutigt, auf ihren Glauben zu bauen: Nämlich auf ihren Glauben an das Leben, auf ihr Vertrauen in sich selbst und an den Sinn ihres Daseins auf ihren Glauben an

das Gute im Menschen und ihre Hoffnung, dass alles gut werden kann.

Weil Gottes Geist bereits überall am Werk ist, darf auch mein persönliches Zeugnis für meinen Glauben keine Belehrung von oben herab sein. Vielmehr darf ich darüber staunen, was Gott außerhalb der Kirchengrenzen wirkt. Und so können es auch Nicht-Christen sein, die uns evangelisieren und von denen wir lernen dürfen. Es geht um ein gemeinsames Unterwegssein, für das wir noch keine fest definierten Wegroueten haben. Es ist das Ziel, das uns verbindet: die Suche nach dem Geheimnis des Lebens.

Ich darf immer wieder erleben, dass der Heilige Geist Menschen innerlich bewegt und sie schon lange auf einen Weg des Glaubens geführt hat. Wenn es mir dann gelingt, gut und respektvoll zuzuhören und auch meine persönliche Glaubenserfahrung ins Gespräch zu bringen, dann können andere manchmal entdecken: „Was *du* von deinem kirchlichen Glauben erzählst, das kenne *ich* auch. Ich sage es vielleicht in anderen Worten oder habe andere Bilder.“ Wo ein solcher Austausch und eine gegenseitige Bereicherung möglich sind, darf ich hoffen, dass wir beide nicht weit weg sind vom Reich Gottes!

### **Was letztlich zählt**

Und schließlich gilt, dass im Blick auf das Ganze unseres Lebens nicht die Frage zählt, welches Glaubensbekenntnis ich gesprochen habe. Beim Jüngsten Gericht gehen allen Menschen die Augen auf und sie erkennen, wann und wie sie Christus begegnet sind: Wenn sie sich haben anrühren lassen vom Hunger eines Armen oder der Einsamkeit eines Kranken, dann haben sie in dieser Begegnung bereits Christus umarmt, auch wenn sie seinen Namen nicht kannten und offiziell nicht an Gott glaubten. (vgl. Mt 25,31-46) Was letztlich zählt: Ob Menschen der Liebe trauen. „*Denn die Liebe ist aus Gott und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott.*“ (1 Joh 4,7)

Zugleich bin ich dankbar, dass ich als Christ einen besonderen Namen kennen darf, in dem das unaussprechliche Geheimnis des Lebens uns Menschen anspricht und uns zugänglich wird.

Der unbegreifliche „anonyme Gott“ hat sich in einem Mann aus Nazaret gezeigt als Emmanuel, als Gott-mit-uns. Und sein Name lautet „Jesus“ d.h. „Gott rettet“. Im Licht der konkreten Geschichte Jesu, wie sie die Evangelien erzählen, kann ich meine eigene Geschichte lesen und deuten: Meine Sehnsucht nach Glück, meinen Hunger nach Gerechtigkeit, meinen Dank für das Geschenk der Liebe, meine Hoffnung, die sich nicht unterkriegen lässt.

Die Geschichte Jesu kann mir zum Schlüssel werden, um mich und diese Welt tiefer zu verstehen und zu lieben. Manchmal konnte ich Gefangenen eine Geschichte aus dem Evangelium mitgeben, die sie noch nie gehört hatten und die sie tief bewegt hat: Eine Geschichte von Vergebung und Heilung, von Trost und einem neuen Anfang. In solchen Begegnungen entdeckte ich staunend und dankbar, wie die göttliche Wirklichkeit in allem Menschlichen und in jedem Menschen wohnt. Und wie der Name und die Geschichte Jesu auch „nicht-religiöse“ Menschen zu neuer Hoffnung und Freiheit führen können.

Andreas Knapp, Kleiner Bruder vom Evangelium, Leipzig

Das Leben ist ohne Religion über alle Maßen traurig  
Michel Houellebecq